

# Melanchthons Antrittsrede von 1518, ein Bekenntnis und ein Appell zum Fortschritt

Max Dorn

Es war am 25. August 1518, als der 21jährige Magister der Freien Künste Philipp Melanchthon von Tübingen her in Wittenberg einritt. Empfohlen von seinem Großvater, dem bedeutenden schwäbischen Humanisten Reuchlin, war er dem Ruf Friedrichs des Weisen an die junge aufstrebende Universität als deren erster Lehrer der griechischen Sprache bereitwilligst gefolgt. In der wissenschaftlichen Welt, zumal bei ihren fortschrittlichen Vertretern, schon in allerbestem Ruf, brauchte er sich nicht zu wundern, daß man auf seinem Wege aus der süddeutschen Heimat ihn in Ingolstadt, dessen Universität sich vergebens um ihn beworben hatte, nur ungern weiterziehen ließ, daß er in Nürnberg der Freundschaft des humanistischen Patriziers Pirkheimer gewürdigt und in Leipzig von den Professoren festlich gefeiert wurde. Hochbegabt und früh entwickelt, war der Berufene nicht nur an der geistreicher-derben Satire der „Epistulae obscurorum virorum“ beteiligt gewesen, hatte vielmehr auch durch bemerkenswerte wissenschaftliche Leistungen bei Erasmus, dem Statthalter des humanistischen Geistes, höchstes Lob geerntet. Den Wittenberger Studenten und Kollegen freilich mag er zunächst fast enttäuschend jugendlich erschienen sein — so schmächtig und bleich war sein Äußeres, so unsicher und schüchtern sein ganzes Wesen. Nur kurze Zeit jedoch währte dieser ungünstige Eindruck; denn bereits am 29. August, vier Tage nach seiner Ankunft, hielt der junge Dozent seine Antrittsrede, die nicht nur ihm selbst Bewunderung eintrug, sondern für seine gesamte 42jährige Tätigkeit in Wittenberg richtungweisend war, ja überhaupt die wichtigste Antrittsrede ist, die — obwohl nur wenige Druckseiten umfassend — jemals dort gehalten worden ist.

Das Thema: „De corrigendis adolescentiae studiis“, also „Über die Verbesserung der Studien der akademischen Jugend“ oder „Über die Umgestaltung des Universitätsunterrichts“, mußte in einer Atmosphäre besonders wirken, die durch Luthers zehn Monate zuvor erfolgten, auf Reform drängenden Thesenanschlag schon aufs äußerste erregt und zukunftsträchtig war. Das „corrigere“ bezeugt, wie unzufrieden mit dem Bestehenden sich der Sprecher fühlt und wie sehr es ihn verlangt, als Wegweiser des Neuen etwas Richtigeres an die Stelle des Vorhandenen zu setzen.

Seine Gedanken bietet er in so methodisch-klarem, ansprechendem gedanklichen Aufbau, in so flüssigem ungezierten Latein dar, mit solcher Freiheit und Sicherheit des Urteils, mit solcher Wärme und Überzeugungskraft, daß Luther — vierzehn Jahre älter als der — wie durch Fügung ihm zuteilgewordene junge Mitstreiter — noch am gleichen Tage, begeistert von der gelehrten und schönen Rede, an den Hofprediger Spalatin schreibt, die Universität zu dem neuen Lehrer beglückwünschend und zugleich dem fürsorglichen Kurfürsten dankend. Wir können heute freilich nicht mehr die hohe Stirn und das blaue

Auge des lebhaft gestikulierenden Redners wahrnehmen, vermögen jedoch die Schwierigkeiten seines Inneren nachzuempfinden, die in Ruhe und Gelassenheit oder in Zorn und Erbitterung seine umwälzenden Darlegungen begleiten. Denn Melanchthon ist nicht bloß Stürmer und Dränger, am wenigsten einer der selbstgefälligen humanistischen „Poeten“, die — unstet, wortreich und auf eigenen Glanz bedacht — damals von Ort zu Ort zogen; was er zu sagen hat, entquillt vielmehr echtem Forschen und Erleben und strömt nach außen in natürlicher Selbstverständlichkeit. Und zwar entfaltet sich das starke Fortschrittsbewußtsein in fesselnder Spannung zwischen wohltuender Bescheidenheit und kühnem Wagemut.

Wie reizvoll auch der Stil, der auf die affektierte, prickelnde Redeweise und mythische Verschnörkelung und gespreizte Gedankenführung verzichtet, wie sie noch die kaum ein Jahr zurückliegende neulateinisch-italianisierende Tübinger Rede „*De artibus liberalibus*“ zur Schau trug! Jetzt bedient sich Melanchthon der solideren deutschen Art gemäß einer gezielten Form, die — im lateinischen Fluß allerdings mit griechischen und einigen hebräischen Einschlebeln untermischt, mit Zitaten und Anspielungen gewürzt — sein Anliegen nur umso dringlicher und glaubhafter macht. Denn alles, was er sagt, ist Bekenntnis und Appell zugleich, schwebt zwischen dem Ich und dem Ihr, entspringt aus bewegtem Herzen und drängt unmittelbar zu Erweckung und Aktivierung nach außen. Melanchthon hat nämlich den festen Vorsatz, der Jugend zu dienen und vorwärtszuhelpen; seine Worte stehen zudem unter dem ermutigenden Zeichen der Hoffnung, daß das als richtig Erkannte bei rechtem Bemühen auch zu verwirklichen ist.

Eine eingehende Analyse und Interpretation der Rede, von der es keine deutsche Übersetzung zu geben scheint, ist leider an dieser Stelle nicht möglich. Aber schon sozusagen „*sub specie progressū*“ betrachtet und transparent gemacht, erweist auch sie das „*Minimo maximum continetur*“; d. h. das kleine Werk verlockt zum Rückblick, Umlauf und Ausblick auf das, was damals gewesen war und damals wurde. Es lehrt uns die Kritik und die weiterführenden Vorschläge eines kenntnisreichen und aufgeschlossenen jungen Gelehrten, der aus Einsicht und Verantwortung gegen Rückständigkeit ankämpft und ins Rad der Geschichte eingreift.

Bereits der Anfang der Rede läßt Ton, Gesinnung und Ziel bestens erkennen.

„Daß ich nur nicht“, so beginnt Melanchthon, „ganz unbescheiden und meiner selbst vergessend erscheine, wenn in dieser hohen Versammlung ich sprechen soll, den sonst Begabung und stille wissenschaftliche Beschäftigung von solchen Schauplätzen . . . abrufen. Vor allem aber würde mich die Schwierigkeit meiner Aufgabe schrecken, wenn nicht meine ehrfürchtige Liebe zu den echten Studien und zumal die Rücksicht auf mein Amt mich ermutigten, euch allen die rechte Wissenschaft und die wiedererwachenden Musen dringlichst zu empfehlen. Denn deren Sache zu führen, habe ich mir vorgenommen, und zwar gegen diejenigen, die überall in den Schulen sich Titel und Vorrechte angemaßt haben, als Barbaren mit barbarischen Mitteln, das heißt mit Gewalt und Betrug, und die fast bis zur Stunde die Geister böswillig darniederhalten.“

Die deutsche Jugend, die seit mehreren Jahren die ruhmreiche literarische Arena zu betreten versucht hat, rufen sie durch plumpste Lügen aus dem Laufe zurück. Das Studium der Alten, von Müßiggängern an sich gerissen, sei schwieriger als nützlich; das Erlernen des Griechischen diene nur zu bloßem Gepränge, und vom Hebräischen könne man nichts Sichereres wissen; die reine (scholastische!) Philosophie gehe über solcher nichtigen Beschäftigung verloren. Wer, der sich mit diesem Schwarm von Ungelehrten in Streit einläßt, bedürfte nicht auch als Herkules mehr als nur eines ein-

zigen Theseus? Meinem Unternehmen nach kann man mich also mit Recht verwegen nennen. Aber ich habe niemals etwas höher geschätzt als die humanistische Sache und brenne vor Liebe zum Rechten, und da ich euren Studien, meine jungen Hörer, stärker aufhelfen möchte, werde ich möglicherweise freimütiger sprechen müssen, als meine Gegner wollen.“

Jedoch Melanchthon ist ja — so meint er — von Gleichgesinnten umgeben. Darum hegt er die Zuversicht, den in Schmutz und Moder verkommenen Wissenschaften ihren natürlichen Glanz und ihre Würde zurückzugewinnen; darum erhebt er sogleich im Eingang die Stimme der Kritik, die dem Neuen den Weg bereiten soll.

Noch klarer wird Melanchthons Absicht aus der Widmung, mit der er zwei Monate später die gedruckte Rede als eine „kleine, liebe Gabe“ seinem Wittenberger Kollegen Otto Beckmann übersendet. Die in Deutschland betriebenen Studien — heißt es hier — sind für das Leben nicht nur unnütz, sondern geradezu verderblich. Welcher Wahnwitz also, durch unermeßliche Bemühung und Sorge nur Geschwätz einzuhändeln! Dem Leben und insbesondere den „mores“, der Charakterbildung, hat alle Wissenschaft zu dienen. Sie ist überhaupt das wirksamste Mittel, um Geister und Sitten zu wandeln; denn jeder bleibt in der Regel der, wozu ihn seine Studien machen. So weit schreitet also der junge Reformer mit diesem „Non scholae, sed vitae“ schon über das Ziel hinaus, das sich nachahmende Neulateiner und bloß aesthetisierende Humanisten gestellt hatten!

Jedoch wieder zur Rede selbst! Nach dem kritischen Eingang wäre ein temperamentvoller Angriff auf unwissenschaftliches Barbarentum zu erwarten gewesen, etwa in der Art, wie 26 Jahre vorher Konrad Celtis in seiner Ingolstädter Antrittsrede Köpfe und Gemüter rhetorisch aufgewühlt hatte. „Schämt euch“, hatte dieser damals gerufen, „die Geschichte der Griechen und Römer nicht zu wissen, noch mehr aber, nichts zu wissen von unserem Lande! Schämt euch, daß heute sich keiner findet, der die Leistungen deutscher Tapferkeit der Unsterblichkeit überliefert! Statt dessen habt ihr alle Philosophie beiseitegesetzt und erniedrigt euren Geist entweder zu entehrendem Gewinn oder verkauft ihn zum Söldnerdienst“. Das ist zwar ein erfreulicher, von des Tacitus wiedergefundener „Germania“ befruchteter Patriotismus; dennoch klingt es taciteischer, wenn Melanchthon in herber Gedrungenheit über seine Deutschen urteilt: „Germania, ut semper, armis quam literis instructior erat“.

Vor allem aber möchte Melanchthon seine Reformvorschläge sachlich begründen. Ihm liegt nichts an vorüberwallendem Schall und Rauch der Gefühle, sondern an rationaler Grundlegung seiner Ideen und Forderungen. Und so wird er, wenigstens für Deutschland, fast unversehens auch dadurch ein Neuerer, daß er in fortschrittlicher Weise literarhistorische Betrachtung übt, angeregt freilich durch den Mediceer-Freund Politian, der bereits früher solche Übersichten über die Geschichte der antiken Dichtung gegeben hatte. Melanchthon geht nämlich der Frage nach, wie es zu der von ihm gerügten Entartung der Wissenschaft gekommen ist, und beantwortet sie durch einen staunenswert zutreffenden Abriß der literarischen Entwicklung. In ruhiger Darlegung — als wollte er das erregende Thema des Eingangs nachwirken lassen — schildert er den Zustand der Wissenschaften während des Mittelalters: Von den Goten und Langobarden über den Untergang des Römischen Reiches bis zu Gregor dem Großen und Beda, sodann von Karl dem Großen und Alkuin über die Verfälschung des Aristoteles bis zu der „schlechten Lehre“ der Scholastiker, deren Brut zahlloser sei als die aus Drachenzähnen entsprossene Thebens. Daß Melanchthon freilich bei der Nennung von Thomas, Duns Scotus und Durandus deren hohe geistige Leistung verkennt, mag

seinem polemischen Eifer zu verzeihen sein. Für ihn, den Humanisten, ist nämlich allein von Gewicht, daß die Scholastiker die letzten Reste antiker, zumal griechischer Bildung haben zugrundegehen lassen, und so weist er denn — mit wieder entbrennendem Eifer — auf die schlimmen Folgen dieses Zustandes für Rechtswissenschaft und Medizin, für Philosophie und besonders für die Kirche hin. Aber so darf es nicht bleiben! Und wenn er, der Redner, hierüber kühner zu sprechen scheint, als es seiner Jugend gebührt, so wird das eben durch die Notlage der Studenten erforderlich. „Denn wenn manche zu säumig mit den echten Wissenschaften warm werden, liegt das natürlich nur daran, daß noch niemand sie freimütig ermahnt hat.“ Sonst wäre es überhaupt nicht so weit gekommen!

Und hiermit wendet sich Melanchthons Kritik einem wichtigen Einzelpunkte zu, nämlich der Dialektik. Diese — mit Grammatik und Rhetorik zum „trivium“, der unteren Stufe der „artes liberales“, gehörig — war immer mehr zu unnützer, geistesverwirrender Sophistik entartet, zu einer (nach Kants Urteil) aus mißbrauchter Logik entspringenden Wissenschaft „des Scheins und der grundlosen Anmaßung“. Aus unverdaulichen Lehrbüchern ergoß sie sich in die Köpfe, sie mit ganz überflüssigen Fragen quälend und Abscheu erweckend bei den selbständigen Geistern. Da kann nun auch Melanchthon nicht schweigen.

Mit einem an die „Epistulae obscurorum virorum“ gemahnenden Hohn spottet er über die aufgeblähten Lehrer der Unklugheit, die durch ihre Spitzfindigkeit nur Finsternis verbreiten und unter dem Ehrennamen der Philosophie die fadesten Dinge feilbieten. „Wieviel müheloser hätte man doch lernen können, vernünftig zu denken (recte sapere) als unvernünftig zu sein (desipere)! Aber ich beherrsche mich, um durch meinen Freimut nicht etwa auch Wohlgesinnte zu kränken“, obgleich es doch so leicht wäre, jene Afterwissenschaft mit ihren eigenen Farben zu malen.

Ganz anders als die dekadente Schulweisheit dagegen die echte Dialektik! Denn diese entspricht völlig Melanchthons auf Klarheit und Wahrheit bedachtem Wesen und hat seinen ordnenden baumeisterlichen Sinn seit früher Jugend geleitet: von der Begeisterung über Agricolas Schrift „De inventione dialectica“ und von der Tübinger Rede bis hin zu seinen Lehrbüchern über die Dialektik und zu vielerlei Ansprachen.

Melanchthon liebt und befürwortet nämlich ein streng begriffliches Verfahren, das alle Gesichtspunkte berücksichtigt, unter denen sich eine Frage betrachten läßt, das Für und Wider abwägt und vom Ergebnis behutsam zu weiteren Folgerungen schreitet. Aber als echtem Wissenschaftler widerstrebt es ihm, die Richtigkeit der Folgerungen eher als die Wahrheit des aufgestellten Satzes zu prüfen, sich etwa nur mit der Beherrschung der dialektischen Formen, mit der geschickten Anwendung von Unterscheidungen und Schlüssen zu begnügen und dadurch zwar Scharfsinn und Schlagfertigkeit spielerisch zu üben, den Gegenstand jedoch völlig zu mißachten. Auf jeden Fall wird schon 1518 seine Grundhaltung sichtbar, die stets intellektuelle Sauberkeit pflegt und dadurch vorbildlich wird für die Zukunft. Die Suche nach dem Wahren und Rechten, die Scheu vor dem Übertriebenen und Falschen beseelt den frühen Melanchthon schon ebenso wie den späteren. Noch 1541 kennt der milde, versöhnliche Mann nur einen einzigen Haß, nämlich den gegen die Sophistik. Schon beizeiten sei dieser Haß der Jugend einzuflößen, damit sie sich nicht aus Eitelkeit, Ehrgeiz und Eigennutz zugunsten bloßer Spiegelfechterei der Wahrheitsliebe entfremde.

Unsere Rede bringt nunmehr eine Abschweifung; sie aber soll die Hörer offenbar für die Vorschläge zur Besserung vorbereiten. Als Beispiel für die irregeleitete Wissenschaft berichtet Melanchthon nämlich, wie es ihm und seinem Tübinger Lehrer Sta-

di an us mit des Aristoteles Schrift „Analytica posteriora“ ergangen ist. Jahrhunderte lang war diese infolge der verwirrenden Machenschaften von Scheingelehrten unter die metaphysischen Schriften eingereiht worden, bis der zwanzigjährige Melanchthon seinen Lehrer darauf aufmerksam machte, daß sie ein rhetorisches Werk sei. Beide hatten daher beschlossen, an eine gereinigte Neuausgabe des gesamten Aristoteles gemeinsam Hand anzulegen, — ein für die wissenschaftliche Lage von damals unerhörter Plan, der, wenn auch nicht zur Ausführung gelangt, doch von der Urteilsfähigkeit und Schwungkraft des weit über seine Zeit hinausgreifenden Initiators zeugt. Einstweilen wendet er sich jedoch bitter-kritisch abermals dem unfruchtbaren Geschwätz der Scholastiker, ihren „nugae“, zu. Ganz im Gegensatz zu Sokrates wissen jene Hohlköpfe nur das eine nicht, daß sie nämlich nichts wissen. „Möge sie doch endlich einmal der redekundige Hermes mit seiner Rute streichen, damit sie wach werden und erkennen, wie unvernünftig (desipere) sie sind!“ Denn das Schlimmste an ihrem Gebaren ist, daß es Partei-sucht und Zwist, Groll und Neid erzeugt und dadurch die „humanitas“ zum Erstarren bringt. Melanchthon ist eben der Überzeugung, daß ein enger Zusammenhang besteht zwischen Wissenschaft und Sittlichkeit, daß Wahrheitsstreben auch die Seele reinigt. Falsch unterwiesen, wenden sich die Studenten nur mit schadhaften Kräften der Theologie, Rechtswissenschaft oder Medizin zu. Aber zum Glück gibt es Heilmittel für die Krankheit, deren Ursprung, Symptome und verhängnisvolle Wirkungen aufgewiesen wurden.

Und damit geht Melanchthon mit wachsendem Ernst zu positiven Vorschlägen über, die Abhilfe schaffen und zeigen sollen, wie man den ganzen mittelalterlichen Wust abschütteln und der echten Wissenschaft eine Bresche schlagen kann.

Zuerst natürlich — dem humanistischen Grundsatz getreu — „ad fontes“, zu den Quellen! Vor allem zurück zu einem unverfälschten Aristoteles! Auch Mathematik und Dichtung (wie Homer, Vergil und Horaz) müssen zu größerer Geltung kommen; außerdem überhaupt das Griechische! Und dies alles auf dem festen Grunde von grammatischen, dialektischen und rhetorischen Vorübungen! Denn nicht leichtfertig darf die Jugend nach dem Gipfel der Wissenschaft trachten. Dinge und Sachen (res) soll sie treiben; sonst würde sie dasselbe erleben wie Ixion, der Hera umfangen wollte, aber auf einen Schatten stieß.

Den Zeitgenossen vorausseilend, schreibt Melanchthon auch der „historia“ einen besonderen Wert zu. Ihrer hatte er sich schon 1517 in der Rede „Über die Freien Künste“ angenommen, als er in schönrednerischem Bilde die sieben „artes“ mit Merkurs neun-saitiger Leier verglich, deren achte und neunte Saite der Geschichte und Poesie vor-behalten wären. Jetzt aber, in der Antrittsrede, möchte er der Geschichtswissenschaft den Ruhm des ganzen siebenteiligen artistischen „orbis“ zuwenden; denn was schön und häßlich, was nützlich oder schädlich ist, lehrt am anschaulichsten und besten die Geschichte. Deren Kenntnis kann kein Bereich des öffentlichen oder privaten Lebens entbehren; vielleicht ist sie der menschlichen Betätigung notwendiger als die Sonne der Welt.

Dieser hymnischen Übersteigerung folgt aber nun der preisende Hinweis auf die Philosophie, auf diejenige natürlich, die unverfälscht und unschwarzhaft als Voraus-setzung für die „disciplinae humanae“ der Kenntnis der Natur und der Bildung der Sitten zugewandt ist, „exempla“ für die Praxis bereithaltend. „Wer in sie recht eingeführt ist, bahnt sich den Weg zum Höchsten“, ob er nun als Jurist oder als Staats-lenker zu wirken hat. Mit dieser Hochschätzung der intellektuell wie moralisch wert-vollen Weltweisheit, die sich zum Begriffe der Wissenschaftlichkeit weitet, schlägt

Melanchthon den Ton an, der — damals so neu für die Hörer — sein ganzes späteres Wirken durchklingen sollte, wie etwa auch in einer Rede von 1536. Hier fordert er Wissenschaftlichkeit schon darum, weil Unwissende ebenso keck und anmaßend wie nachlässig sind. „Die Gelehrsamkeit aber legt einen Zaum an und gewöhnt an Genauigkeit. Überhaupt gehen wissenschaftliche Bestrebungen auf die Sittlichkeit über, so daß gerade jene Sorgfalt, die bei der Forschung angewandt wird, Bescheidenheit erzeugt. Welch große Gefahr anmaßende Keckheit, verbunden mit Nachlässigkeit, verursacht, das zeigen die Beispiele aller Zeiten und aller Staaten und der Kirche selbst.“

In den Reformvorschlägen der Antrittsrede sehen wir jedenfalls die Grundlinien für Melanchthons gesamte wissenschaftliche und erzieherische Tätigkeit bereits vorgebildet, die mehr als vier Jahrzehnte von Wittenberg aus für Deutschland und über dessen Grenzen hinweg fruchtbar wurde. Es ist, als wollten die im Jahre 1518 noch unscheinbaren Keime sich durch die innewohnende zielstrebiges Kraft schon entfalten zur Gestalt des Begründers und Organisators der protestantischen Lateinschule, des Reformers der Universitäten (insbesondere durch die Umwandlung der Artistenfakultät) und schließlich des „Praeceptor Germaniae“.

Jedoch den eigentlichen Gipfel erreicht Melanchthons Rede erst mit seinen gleichfalls epochemachenden Ausführungen über die Theologie. Auch für sie gilt natürlich das humanistische Prinzip. Abermals also Lateinisch und Griechisch, dazu Hebräisch, damit wir nicht zu „hohlen Masken“ werden! „Wenn wir den Quellen unsern Geist zuwenden, werden wir beginnen, Christus zu verstehen (sapere)“ — so heißt es in lateinischer Fassung an Melanchthons Wittenberger Denkmal. Auf keinen Fall darf christliche Lehre aus Übersetzungen und Glossen einer späteren Zeit schöpfen. Wenn irgend ein Studiengebiet, so erfordert vor allem die Theologie Begabung, Übung und Sorgfalt. „Denn der Duft der Salben Gottes übertrifft bei weitem den Wohlgeruch der menschlichen Weisheit.“ Wer sich dem Göttlichen weihen will, muß — wie Paulus verlangt — den alten Adam ausziehen, muß die menschlichen Affekte und das Joch der listigen Schlange brechen; denn sonst gefährden Parteiungen und Zwistigkeiten die Reinheit der Kirche, weil die Affekte das Heilige mit dem Profanen vermischen und die Erkenntnis lähmen.

Damit erklärt Melanchthon nicht nur den Feinden der klassischen Literatur, sondern der traditionellen römisch-katholischen Theologie den Krieg. Die Bibel ohne Menschen- satzung, Christus der Inbegriff der Weisheit und Wahrheit! Und wie früher, durch Schicksal oder Schuld, infolge der Verachtung des Griechischen die kirchliche Lehre ins Wanken gebracht wurde, so dürfen wir es aus Unwissenheit und Selbstsucht nicht dahin kommen lassen, daß das Evangelium getrübt wird; nur durch echte Gelehrsamkeit aber werden wir das Falsche vom Wahren sondern können.

Welch Unterschied hier zwischen Melanchthon und der Mehrzahl seiner — zumal älteren — Mithumanisten! Diese, mehr oder weniger in Selbstgenügsamkeit verharrend, trachteten trotz aller Kritik an den kirchlichen Mißständen keineswegs danach, die Welt zu verändern, weder Reuchlin in seiner bürgerlichen Vorsicht, noch Erasmus in seinem skeptischen, aber tatenarmen Spott, oder gar Agricola, der einst in Ferrara mit weltmännischer Geringschätzung der Theologie nur „durch Schweigen huldigte“.

Nun aber bricht in Melanchthon das religiöse Gewissen auf. Innerlichst ergriffen von Luthers Botschaft, nimmt er den Ruf der weltgeschichtlichen Stunde wahr, stellt sich dem prophetischen, immer herzlicher verbundenen Freunde als Gelehrter — später auch als Systematiker und Organisator — zur Seite und kämpft für die das gesamte Volk aufrüttelnde gewaltige Sache.

So läßt er den Humanismus einmünden in den großen Strom religiöser und sozialer Erneuerung. —

„Mag auch alles, was ich sage, schwierig erscheinen, dieser Schein soll euch Hörer nicht schrecken; Fleiß und Lust überwinden die Schwierigkeit, und ich werde euch nach Kräften dabei helfen.“

Und so schließt denn die Rede nach kurzer Ankündigung von Vorlesungen über Homer und den paulinischen Titusbrief mit dem Aufruf des Horaz: „Frisch gewagt ist halb gewonnen!“ und gibt der Hoffnung Ausdruck, daß Deutschland nach Zähmung seiner verwilderten Wissenschaft wieder aufzublühen vermöge. Für sich selber versichert der Sprecher Treue im Amt und erbittet Wohlwollen für seine eigene Jugend.

Am Ende nunmehr auch unserer Betrachtung bedarf es wohl kaum noch einer Überschau, um die Einzelzüge des vorwärtsstrebenden jungen Melanchthon in ausführlichem Bilde zu fassen; so durchwirkt und durchtränkt von fortschrittlichem Bemühen erscheint das bereits Dargelegte. Herausgehoben sei jedoch, was von der knappen Rede her auch heute von besonderer Bedeutung ist: das vorbildliche Berufsethos des jungen Dozenten; das unbeirrte Streben nach Klarheit und Wahrheit; die bis ins kleinste musterhafte methodische und systematische Sorgfalt; der entschlossene Optimismus, ohne Paktieren mit dem Veralteten den anderen geistige Freiheit zu verschaffen; die Betonung der „res“ und der „mores“ gegenüber aller in luftleerem Raum sich selbstzufrieden gebarenden Forschung; schließlich der vom Individualismus nicht befangene Blick auf den praktischen Nutzen der Wissenschaft für Staat und Gesellschaft.

Im ganzen also ein junger akademischer Lehrer, der in frühkapitalistischer Zeit aus damals erwachtem bürgerlichen Selbstgefühl die Loslösung von der mittelalterlichen kirchlich-feudalistischen Ordnung ein gutes Stück weiterführt.

Daß er für die Volksschule und breite Volksbildung jedoch ohne Teilnahme blieb, sei mehr bedauert als verschwiegen.

Als Schöpfer der großen Synthese zwischen Humanismus und Theologie hat er allerdings seine geschichtliche Sendung nicht nur mit der bitteren Tragik seiner letzten Lebensjahre, sondern noch in der ganzen Folgezeit mit doppeltem Vorwurf erkaufen müssen; denn die einen beschuldigten ihn, er habe theologisierend den Humanismus, die andern, er habe humanisierend die Theologie verraten. Das hat der zukunftsrohe Sprecher von 1518 freilich nicht ahnen können! Aber der in den Dingen liegenden dialektischen Entwicklung gemäß — Dialektik nun in einem ganz anderen Sinne als in dem von Melanchthon so oft gebrauchten! — mußten die von ihm zunächst noch für vereinbar gehaltenen und dann wenigstens leidlich gebändigten Gegensätze in der Folgezeit durch fruchtbaren Streit Neues aus sich erzeugen.

Indem Melanchthon die weltliche Wissenschaft mitbegründen half, und zwar nicht etwa nur durch Schul- oder Universitätsreform, indem er der Wissenschaft eine versittliche Macht zuschrieb, indem er in Natur wie Menschenwelt eine innere Gesetzmäßigkeit walten sah und überhaupt im Namen des Lichts gegen jede Verfinsternung stritt, durch all dieses ist er der Vorausbildner des „natürlichen“ Systems der Aufklärung geworden und zugleich Vater eines Fortschritts, der die christliche Frömmigkeit nicht verneint, neben der Offenbarung jedoch ein „lumen naturale“ anerkennt.

Auf diese Weise strahlen solche bereits in der Antrittsrede aufschimmernden Gedanken weit hinein in die Zukunft der geistigen Welt. —

Dazu jetzt, auch auf die Gefahr hin, von Melanchthon selber des „nugari“ bezichtigt zu werden, noch im Nachspiel ein kleines Symptom für die Entwicklung, die jener, wo nicht erstrebt, so doch dadurch eingeleitet hat, daß sie in der Konsequenz seiner

Anschauungen lag. Es handelt sich um eine Geringfügigkeit, vielleicht aber exemplarischer Art, nämlich um die Verwendung des schattierungsreichen Wortes „sapere“. Dieses ist uns im Vorausgehenden mehrmals begegnet; im Schlußappell zitiert Melanchthon außerdem den bekannten Hexameter des Horaz (epist. I, 2, 40): „Dimidium facti, qui coepit, habet; sapere aude!“, dessen von Melanchthon nicht genannte Fortsetzung lautet: „Incipe!“. Das Ganze bei dem Römer etwa des Sinnes: „Frisch gewagt ist halb gewonnen! Bringe es über dich, diesen weisen Spruch zu beherzigen! (oder: Fasse nur erst den beherzten Entschluß!) Fange an!“ Melanchthon sagt natürlich, der großen Zahl seiner Hörer zugewandt: „Sapere audete!“, löst aber zugleich diese Aufforderung aus der Horazischen Verbindung mit dem Vorangestellten und verknüpft sie mit seinen eigenen Worten: „Veteres Latinos colite! Graeca amplexamini!“ Dadurch gewinnt das „sapere“ eine allgemeine Bedeutung; denn aus dem Rat, ein Sprichwort zu beachten, wird der umfassendere, „weise und vernünftig zu sein“. Das Wort tritt so in unmittelbare Beziehung zu der vorausgehenden Verwendung bei „Christum sapere“, „recte sapere“ und zu seinem Gegenteil „desipere“.

Nun aber ist für das „sapere“ die Bahn frei geworden; der harmlosen horazischen Lebensregel entsprungen, wird es selbständig, läßt sich in der Bedeutung: „Wage, vernünftig zu sein!“ von der gesellschaftlich-geistigen Entwicklung weitertragen und gilt immer mehr als Ausdruck für die vom Bürgertum zu betätigende Kraft der Vernunft. Daher steht das „Sapere aude“, mehr oder weniger ausgesprochen, zweihundert Jahre nach der Antrittsrede deutlich über Christian Wolffs „Vernünftigen Gedanken“, die alle nur erreichbaren Gegenstände behandeln, und wird 1736 die Parole der Gesellschaft Wolffischer Wahrheitsfreunde, die „nichts ohne zureichenden Grund für wahr halten“ möchten.

Schließlich, nachdem Linné das „sapiens“ zum unterscheidenden Merkmal des Menschen überhaupt gemacht hat, heißt es 1784 gleich im berühmten Anfang von Kants Aufsatz über das Wesen der Aufklärung: „Sapere aude!“ Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

So spiegelt ein einziges Wörtchen den Befreiungsweg wider, der vom Sohn eines Waffenschmiedes (Melanchthon) über den Sohn eines Gerbers (Wolff) zum Sohne eines Sattlers (Kant) geführt hat, und läßt in bescheidenem Abglanz etwas von dem Wirken des großen „lumen naturale“ verspüren, das den Menschen verpflichtet und ehrt.